

Silber aus dunklen Zeiten

Das Bayerische Nationalmuseum will Kunstobjekte aus jüdischem Eigentum zurückgeben

Von Annette Krauß

München (DK) Sieben Glas-Vitrinen stehen in dem kleinen Raum im Untergeschoss des Bayerischen Nationalmuseums. Auf den ersten Blick bergen sie 112 Becher, Kerzenleuchter und Löffel, deren Silber angelautet ist; der Glanz des Materials ist stumpf geworden. Aber auf den Beschilderungen zu diesen Dingen stehen nicht nur Jahreszahlen, sondern auch Namen: Jakob Weil und Lina Sundheim, Regina Wetzlar, Gertrud Rosenblatt oder Jenny Günzburg. Insgesamt 62 Familien gehörten einst diese Suppenlöffel, Faustbecher und Kerzenleuchter – und nach den Erben dieser Menschen wird gesucht. Denn das Bayerische Nationalmuseum möchte jenes Silber, das vor genau 80 Jahren im Februar 1939 deutschen Staatsbürgern jüdischen Glaubens unrechtmäßig entzogen wurde, jetzt rechtmäßig zurückgeben.

Zum Gelingen dieses Unterfangens trägt deutsche Gründlichkeit bei: Im Abgabeverzeichnis von 1939 erhielt jedes Stück eine Nummer, eine Beschreibung und die Angabe des genauen Gewichts. Moderne Stücke wurden damals an das Historische Museum der Stadt München abgegeben oder aber eingeschmolzen, und dieses Silber aus jüdischem Besitz wurde dann bei Dienstjubiläen an deutsche Beamte verschenkt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg erreichten die Stadt München Anfragen der Nachfahren mit der Bitte um Rückgabe, weshalb in diesen Fällen auch Kopien aus dem Abgabeverzeichnis gemacht wurden. Heute ist nach den Worten von Alfred Grimm, dem Beauftragten für Provenienzforschung,



Kostbare Stücke: Auch diese Silberobjekte des 17. bis 19. Jahrhunderts gehörten jüdischen Familien, bis sie 1939 von den Nationalsozialisten unrechtmäßig konfisziert wurden. Nun sollen sie an die Nachfahren zurückgegeben werden. Fotos: Haberland/Bayerisches Nationalmuseum, Privatbesitz

dieses Münchner Abgabeverzeichnis „nicht mehr lokalisierbar“, wie er mit einem dünnen Lächeln sagt. Aber die Zugangsbücher des Bayerischen Nationalmuseums sind erhalten – in dieses Haus gingen in der NS-Zeit die älteren Silberarbeiten aus dem 17. bis 19. Jahrhundert. Diese Zugangsbücher wurden jetzt digitalisiert, online gestellt und das Original dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv zur sicheren Verwahrung übergeben.



Es verbirgt sich also hinter den so unscheinbar aussehenden Bechern, Löffeln und Kan-

delabern eine Verflechtung unterschiedlichster Absichten vor und nach dem Zweiten Weltkrieg. Dieses Silber steht exemplarisch für den Terror der Nationalsozialisten und die „Arisierung“ des Landes als Vorbereitung für den Krieg, wie Grimm ausführt: Das unrechtmäßige Einziehen von privatem Eigentum „war nichts anderes als die Vorstufe zur Shoa, zur vollständigen Vernichtung des Judentums in Europa“.

Gezeigt werde unter dem Titel „Silber für das Reich“ also „keine Kunstausstellung“, sondern durch die Präsentation der Objekte mit den dazugehörigen Namen und durch die Aufarbeitung im Katalog, der den derzeitigen Wissensstand spiegelt,

wird versucht, Verfolgungsschicksale darzustellen. „Das ist alles ein Work in progress“, erläutert Grimm im Blick auf die oft schwierige Erben-Suche.

In einem Fall war diese Suche bereits erfolgreich: Der im Saarland lebende Michael Marx konnte als Alleinerbe des 1896 geborenen Leo Heinrich Marx und seiner Frau Dina (kleines Foto) ausfindig gemacht werden. Eingeladen nach München, wo Pokal und Gewürzgefäß seiner Familie zu sehen sind, zeigte sich Michael Marx überrascht: „Mein Vater hat mir von den Jahren 1918 bis 1939 nie etwas erzählt – diese Zeit war für mich nur dunkel.“ Dank eines Familienforschers zur jüdischen Geschichte hat er nun

erfahren: Leo Heinrich Marx war in zwei KZ-Lagern interniert, konnte dann nach Shanghai emigrieren und kehrte 1948 nach Deutschland zurück, wo er 1972 starb. Über die Zeit des NS-Terrors und über die KZ-Haft hatte er nie mit seinem Sohn gesprochen. Die durch das Schweigen des Vaters entstandene Wissenslücke füllt sich nun durch zwei Erinnerungstafeln aus Silber, die nach der Präsentation im Bayerischen Nationalmuseum an die Familie Marx zurückgegeben werden.

„Silber für das Reich“, Bayerisches Nationalmuseum: bis 10. November, täglich außer montags von 10 bis 17 Uhr, donnerstags bis 20 Uhr.

The Prodigy: Keith Flint ist tot

Von Marie Frech

London (dpa) Punk-Frisur, schwarzer Kaval um die Augen und Piercings: Kritiker haben Keith Flint oft als Ikone der harten elektronischen Musik bezeichnet. In den 90ern stürmte er mit seinen Band-Kollegen von The Prodigy die Charts. „Ich bin wie ein Haus mit einem Flur“, hat Flint einmal über sich geschrieben.



„Du denkst, Du seiest schon drinnen, doch dann muss man für das echte Ich noch eine Tür öffnen – und das kann zu etwas Gutem oder Schlechtem führen.“ Am Montag ist der britische Sänger tot gefunden worden. Er wurde 49 Jahre alt.

The Prodigy, die im englischen Braintree zusammenfanden, sahen zwar aus wie Punks – allen voran Flint mit damals an grüne Teufelshörner erinnernder Frisur. Sie setzten aber nicht auf Gitarre und Schlagzeug, sondern auf Samples. Es entstand eine Musikrichtung irgendwo zwischen Hardcore, Techno und Rock. „Ich bin wie der Kerl, der bei einem Auftritt aus dem Publikum auf die Bühne springt und sich nicht vertreiben lässt“, beschrieb es Flint. „Auch für diesen Kerl spielen wir.“

Eigentlich war Flint als Tänzer zu der Gruppe gestoßen. Später übernahm er aber dazu Gesang und Rap. Auch sein Text machte den Song „Firestarter“ zu einem Meilenstein. Sein Auftritt als verrückt umherzappelnder Teufel im dazugehörigen Schwarz-Weiß-Musikvideo blieb in den Köpfen einer Generation hängen.

Brachialer Klang, heftige Videos und ansüstig empfundene harsche Wortwahl brachte der Band Kritik, aber eben auch viel Aufmerksamkeit und Erfolg ein. Flint wurde mit seinen energiegeladenen Auftritten zum Gesicht der Gruppe. In einem Beitrag für die Zeitung „The Guardian“ schrieb er über sich selbst: „Die Leute denken oft, dass dieses ganze Energiegeladene nur für die Bühne ist, aber das bin einfach ich.“ Seiner punkigen Art wegen sei er schon vor der Schule geflohen.

Erst im Oktober war das siebte Album von The Prodigy erschienen. Für dieses Jahr standen weltweit schon zahlreiche Konzerttermine an. Das früher vor allem für Post-Punk-Musik bekannte Londoner Label Rough Trade schrieb: „Ikone, furchtlos, Firestarter. Ruhe in Frieden Keith Flint.“ Flint wurde Berichten zufolge am Morgen leblos in seinem Haus in der englischen Grafschaft Essex gefunden. Die Todesursache war zunächst nicht bekannt. Von einem Verbrechen wird aber nicht ausgegangen. Foto: Marie/EPA/dpa

SPEKTRUM

Knapp 60 000 Besucher haben das Schredderbild „Love is in the bin“ des britischen Street-Art-Künstlers Banksy im Frieder-Burda-Museum in Baden-Baden gesehen. Dort war das Bild knapp vier Wochen lang ohne Eintritt zugänglich. Ab Donnerstag ist das Schredder-Bild als Dauerleihgabe in der Stuttgarter Staatsgalerie ausgestellt.

Christine Prayon erhält den mit 10 000 Euro dotierten Dieter-Hildebrandt-Preis der Landeshauptstadt München. In der Begründung der Jury heißt es, wenn die 1974 in Bonn geborene Prayon als „Diplom-Animatöse“ die Bühne betrete, sei es für das Publikum ebenso betörend wie verstörend. Mit ihren Figuren konfrontiere sie ihr Publikum auch mit der „ständig weiter um sich greifenden Volksverblödung“.

Packender Psychothriller

Zehnteilige Serie „Homecoming“ auf Amazon Prime mit Julia Roberts

Von Volker Bergmeister

Tampa (DK) Seit rund drei Jahrzehnten ist Julia Roberts ein Star. Mit „Pretty Woman“ wurde sie weltberühmt, für „Erin Brockovich“ gewann sie den Oscar, sie spielte in Kassenschlagern wie „Die Akte“, „Notting Hill“ oder „Ocean's Eleven“, wurde zimal zur beliebtesten Schauspielerin gewählt. Sie hatte viele tolle, schillernde Rollen, aber sie war vielleicht nie so gut wie jetzt in der Amazon-Prime-Serie „Homecoming“.

Julia Roberts spielt die Kellnerin Heidi Bergman, die von ihrer Vergangenheit eingeholt wird. Sie arbeitet bei Homecoming, einer Einrichtung, die Soldaten, die aus dem Krieg heimkehren, beim Weg zurück ins zivile Leben hilft. Im Verlauf der Serie stellt sich heraus, dass das Therapiezentrum dem Armeesubunternehmen „Geist“ gehört, das bislang Putzmittel hergestellt hat. Ein korrekter Beamter (Shea Whigham) des Verteidigungsministeriums sucht sie vier Jahre später auf, weil er über eine Anzeige aus dieser Zeit gestolpert ist, und befragt sie über Homecoming und ihren damaligen Boss Colin Belfast (Bobby Cannavale). Heidi, die bei ihrer Mutter (Sissy Spacek) lebt, kann (oder will) sich aber nicht mehr an ihre Arbeit und speziell das Verhältnis zu ihrem Lieblingspatienten, dem Soldaten Walter Cruz (Stephan James), erinnern. Der Beamte und bald auch Heidi forschen nach. Immer wieder geht es um den 15. Mai 2018. An diesem Tag muss etwas passiert sein...

Die zehnteilige Psycho-Thriller-Serie springt zwischen der Heidi bei Homecoming und der



Schauspielerische Meisterleistung: Julia Roberts als Heidi und Stephan James als Walter Cruz in einer Szene der Amazon-Serie „Homecoming“. Foto: Brooks/Amazon Prime Video/dpa

Heidi als Kellnerin hin- und her. Die Zeitebenen – 2018 und 2022 – sind durch einen Kunstgriff voneinander getrennt. Die in der Zukunft spielenden Szenen hat Regisseur Sam Esmail, der mit der exzellenten Hackerserie „Mr. Robot“ bekannt wurde, in ein quadratisches Bildformat gedrängt. Überhaupt, die Bildsprache dieser Serie ist ungewöhnlich und trägt zu der Sogwirkung der spannenden Story bei. Esmail arbeitet mit bisher so noch selten gesehenen Vogelperspektiven, langen Kamerarastellungen, Verfolgungsfahrten, herangezoomten Details und Splittscreens in verschiedenen Formen.

Die Serie basiert auf einem Audiopodcast von Eli Horowitz und Micah Bloomberg. Die beiden Autoren sind auch für das Drehbuch für die visuelle Umsetzung verantwortlich, blieben mit ihrer Geschichte aber sehr

nahe an dem Podcast-Format. „Homecoming“ ist eine packende Story, die sich langsam und schleichend entwickelt und sich um Paranoia, Verschwörung, Missbrauch von Vertrauen und die Manipulation von Menschen dreht. Julia Roberts spielt diese verhärmte, getriebene Heidi Bergman so intensiv, aber auch so behutsam, dass es eine Wucht ist.

Bereits seit November läuft die Serie bei Amazon Prime. Doch erst seit dieser Woche gibt es auch eine synchronisierte Fassung. Obwohl die Geschichte nach zehn Folgen eigentlich abgeschlossen ist, wird eine zweite Staffel gedreht, allerdings ohne Heidi. Julia Roberts spielt nicht weiter, als Co-Produzentin bleibt sie dieser erstklassigen Serie aber erhalten.

„Homecoming“, zehn Folgen, abrufbar bei Amazon Prime Video.

Tausendsassa der Kunst

Museumsdirektor Peter Weibel wird heute 75

Von Christine Süß-Demuth

Karlsruhe (epd/DK) Er ist Künstler, Medientheoretiker, Kurator und Museumsdirektor. Der Leiter des Zentrums für Kunst und Medien (ZKM) in Karlsruhe, Peter Weibel, ist ein Tausendsassa mit unersättlichem Wissenshunger. Heute wird er 75 Jahre alt. Sich selbst bezeichnet er als „Nomade zwischen Kunst und Wissenschaft“. Darauf deutet auch sein Lebenslauf hin. Geboren am 5. März 1944 in Odessa wuchs er in Oberösterreich auf. Er studierte zunächst in Paris Französisch und französische Literatur, begann 1964 in Wien ein Studium der Medizin, bis er zur Mathematik mit Schwerpunkt Logik wechselte. Der Philosoph Peter Sloterdijk würdigt Weibel als ein Phänomen und „eminenten Künstler und subtilen Theoretiker“.

Plagiatsvorwürfe liefen ins Leere, da Weibel nie behauptet hatte, einen Doktorgrad erlangt zu haben. Eine „Dissertation über mathematische Logik (Modallogik)“ hatte er zwar geschrieben, aber nie eingereicht. Er sei damit nicht zufrieden gewesen, erklärt Weibel, der von 1984 bis 2017 Professor an der Universität für Angewandte Kunst in Wien war und mehrere Ehrendokortitel hat. Ein Plagiatsgutachter bezeichnete dies als „Weibelsches Dissertations-Doktorats-Paradoxon“.

Nicht nur das ZKM, auch Weibel selbst beschäftigt sich schon lange mit den rasanten Veränderungen der Kunstlandschaft vom unbewegten zum bewegten Bild. Der Einzug von Apparaten habe mit dem Beginn der Foto-

grafie vor 150 Jahren und dem bewegten Bild vor 100 Jahren neue Darstellungsformen befördert. „Mit der Sprache haben die Menschen vor Jahrtausenden begonnen, Gegenständen Worte und Bilder zuzuordnen.“ Heute würden den Dingen Daten zugeordnet. Das soll auch die gerade eröffnete Ausstellung „Writing the History of the Future“ zum 30-jährigen Bestehen des Museums zeigen. Die Gegenwart aus der Geschichte heraus verstehen, ist einer der Ansprüche des Hauses, das er seit 20 Jahren leitet.

Was den kommerziellen Kunsthandel angeht, habe es die Medienkunst allerdings immer noch schwer. Der Kunstmarkt habe das Potenzial dieser Kunstform noch nicht erkannt, sagt Weibel, den das Cicero-Magazin in seiner Februar-Ausgabe auf Platz 75 der „500 wichtigsten Intellektuellen“ im deutschsprachigen Raum listet. „Kunst will Ewigkeit, Technik will Wandel“, sagt der Lenker des ZKM, das sich auch für den Erhalt des digitalen kulturellen Erbes einsetzt. Dabei kritisiert er auch die „Technophobie“ der Deutschen – und fordert „Aufklärung statt diffuser Panik“. Im vergangenen Jahr war Weibel auch Redner beim „Futurologischen Kongress“ in Ingolstadt.

Wenn er den ZKM-Vorsitz im nächsten Jahr abgibt, will sich er mit seinen 40 000 Büchern in einem zwölfstöckigen Bücher-turm aus See-Containern in Wien niederlassen. Mittendrin soll ein einziger großer bewohnbarer Aufzug sein – mit Bett, Sessel und Schreibtisch.

Foto: Deck/dpa